

Die darüber hinausgehende Annahme Kelms einer Herkunft der slawischen Siedler aus dem Odermündungsgebiet ist besonders schwer zu begründen: Aus der Keramik läßt sich diese Feststellung keinesfalls entnehmen, und im 11. Jahrhundert gab es neben Wollin und Stettin noch weitere Küstenhandelsorte (Ralswiek, Kolberg, Danzig u. a.).

Diese Einwände bezwecken nicht, Kelms Annahme slawischer Siedler in Mölleholmen auszuschließen, denn diese Vermutung kann durchaus richtig sein. Angesichts des großen Stellenwerts, den Verf. ethnischen Frage einräumt, und der ausführlichen Diskussion ihrer fraglichen Aspekte überrascht jedoch das eindeutige Votum des Autors für slawische Besiedlung, das uns sogar im Titel des Buches entgegentritt. Eine etwas zurückhaltendere Interpretation hätte den mehrdeutigen Anzeichen des Befundes, die auch in der Summe m. E. keine eindeutige ethnische Zuweisung ermöglichen, vielleicht eher entsprochen. Indem die Deutungsgrundlagen aber gut vorgelegt, die Argumente und die Beweisführung anschaulich erläutert werden, ist R. Kelm trotz dieser Einschränkung eine ausgezeichnete Arbeit gelungen.

D-17489 Greifswald  
Hans-Fallada-Straße 1

Felix Biermann  
Ernst-Moritz-Arndt-Universität  
Historisches Institut  
Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte

**HEINRICH HÄRKE (ED.), *Archaeology, ideology, and society*.** The German experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel, Band 7. Peter Lang AG, Europäischer Verlag der Wissenschaften. Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien 2000. € 50,11. ISBN 3-631-36707-4, UISBN 0-8204-4782-X, ISSN 0941-7389. 432 Seiten mit 40 Textabbildungen und 7 Tabellen.

Hervorgegangen ist dieser Band aus der „Gründungs“-Tagung der Theorie-AG in Lampeter (Wales) 1990. Dort standen dem Hrsg. zufolge die gegenwärtigen archäologischen Modelle, deren „Wurzeln“ und die Zukunftsaussichten im Mittelpunkt, während das nach nun zehn Jahren vorliegende Buch eine „historische Soziologie der deutschen Archäologie“ (im Sinne der Prähistorie) bieten will (S. 19), die traditionell „kulturhistorisch“ bzw. besser „-historistisch“ orientiert sei. Vorwiegend jüngere Archäologen möchten einem englischsprachigen Publikum, das deutschsprachige Publikationen traditionell kaum zur Kenntnis nimmt, das verbreitete Bild „intellektueller Stagnation“ und „internationaler Isolierung“ erklären. Was bietet dieser Ansatz dem deutschen Leser?

Die – neben der Einleitung von Heinrich Härke – 13 Beiträge sind vier Abschnitten zugeordnet. Die Autoren widmen sich der Forschungsgeschichte zwischen etwa 1850 und 1945 (I), in der Bundesrepublik (II) und der DDR (III), bevor Blicke von außen auf die Archäologie im heutigen Deutschland (IV) geworfen werden.

I. Am Anfang war Kossinna? Ulrich Veit erörtert „Gustaf Kossinna und sein Konzept einer nationalen Archäologie“. Dieses Konzept basierte Veit zufolge auf einem romantischen Nationalismus, positivistischen und darwinistisch-rassistischen Grundannahmen sowie einem antiquarischen Ansatz. Kossinnas Methode folgte einem einzigen, weithin bekannten Grundsatz (Kultur = Volk), blieb ansonsten jedoch atheoretisch und positivistisch. Kossinna stand mit seinen einseitigen Vorstellungen nicht allein, sondern wurde insbesondere von Vere Gordon

Childe gewürdigt, doch läßt sich die Archäologie in Deutschland nicht auf Kossinna und sein „Paradigma“ reduzieren. Methodologisch gesehen war Kossinna Archäologe, ideologisch ein Anhänger der „Rassenkunde“, wie Frank Fetten in seiner Studie (s. u.) schreibt. Mir scheint Kossinna als Person und Ideengeber weithin überbewertet zu werden. Wichtiger dürften allgemeiner verbreitete Vorstellungen von „Kulturen“ und „Völkern“ gewesen sein.

Der „Archäologie im Dritten Reich“ – häufig fälschlich auf den „Vorläufer“ Kossinna und den „Nazi“ Reinerth reduziert – gilt der umfangliche Beitrag Henning Haßmanns. Die meist vagen Ergebnisse bzw. Interpretationen archäologischer Forschung erwiesen sich als Vorteil für politische Propaganda, ein wesentlicher Grund für die Instrumentalisierung der Geschichte „als Waffe“ und den gewaltigen institutionellen Ausbau des Faches (Universitäten, Museen, Wurtenforschungs-Institut Wilhelmshaven). Haßmann unterscheidet drei Phasen: 1. „Hoffnung“ auf Anerkennung und pseudowissenschaftliche Konkurrenz 1933/34; 2. Orientierung auf das „Reich“ statt „das Völkische“, Zurückdrängung des Reinerthschen „Reichsbundes“ durch das SS-Ahnenerbe, moderne Grabungstechnik und Einbeziehung von Naturwissenschaften 1937/38; 3. Radikalisierung im Krieg 1939–1945 – „Auslands- und Rettungsgrabungen“ in Konkurrenz zwischen „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ (ERR) und SS-Sonderkommandos, Propaganda-Institutionen wie das „Institut für deutsche Ostarbeit“ in Krakau unter der wissenschaftlichen Gesamtleitung des Prähistorikers Werner Radig, ideologische Instruktion der Wehrmacht. Ideologische Verwendbarkeit entschied über die Forschungsförderung. Darüber dürfen anscheinend „moderne“ methodische Ansätze – Grabungstechnik und Naturwissenschaften, Popularisierung durch Wandbilder, Filme und Freilichtmuseen, Forschungsorganisation – ebensowenig hinwegtäuschen wie vermeintlich „unpolitische“ Fragestellungen. Nicht wenige Autoren betrieben „seriöse“ Forschung in Fachpublikationen, schrieben aber zugleich populäre Propaganda-Artikel. Die nachträgliche Unterscheidung zwischen der Propaganda-Organisation „Reichsbund“ und dem sich auf „rein wissenschaftliche“ Unternehmungen beschränkenden SS-Ahnenerbe, unter dessen Fittiche man sich flüchten konnte, um einer „Prostitution“ unter Reinerth zu entgehen, geht an den Realitäten vorbei. Beide Organisationen dienten – unabhängig individueller Intentionen mancher Mitarbeiter – dem Regime.

„Archäologie und Anthropologie in Deutschland vor 1945“ sind Gegenstand des Beitrages von Frank Fetten, der sich zeitlich rückwärts tastet. Zwischen 1933 und 1945 habe es keine stringente NS-Archäologie, sondern einen flexiblen Rückgriff auf bereits entwickelte Vorstellungen gegeben. Dazu gehörte auch die vermeintliche Kongruenz von Kultur und Volk, Sprache und Rasse, wobei die Rasse zur letztlich unerklärlichen, aber alles erklärenden Metapher werden konnte. Grundlegend hierfür waren Chamberlain und Gobineau. Kossinna habe lediglich für die Prähistorie zentrale Bedeutung besessen, deren institutionelle Etablierung er maßgeblich beförderte und der er den Primat unter den altertumskundlichen Disziplinen verschaffte, wenn es um die „Ursprünge“ der Germanen ging. Die besondere deutsche Entwicklung hängt mit einer stärker nationalen bzw. ethnischen Ausrichtung der Urgeschichtsforschung zusammen, die in Frankreich und England – wegen der paläolithisch-geologisch-paläontologischen Orientierung – etwas andere Wege ging. Virchow und dessen Anthropologische Gesellschaft gehörten in Deutschland in diese naturwissenschaftlich-exakt und international ausgerichtete Tradition. Ein Wandel um 1900 – markiert durch Virchows Tod und Kossinnas Aufstieg – habe den Verlust klarer methodischer Grundsätze bewirkt: „not ‚how‘ but ‚what‘ was the key question in scholarly research“, stellt Fetten fest (S. 171). Kossinnas Vorstellungen hätten, auf gewissermaßen „pragmatische“ Weise, infolge des enormen institutionellen Ausbaus des Faches unter Rückgriff auf die „Kossinna-Schule“ in den dreißiger Jahren dominiert. Allerdings gab es nur wenige tatsächliche „Schüler“ Kossinnas. Ungeachtet dieser „Dominanz“, die

auch durch Childes Anerkennung gefördert wurde, dürfen konkurrierende, methodologisch begründete Auffassungen nicht aus dem Blick geraten. Carl Schuchhardt, Karl Hermann Jacob-Friesen, Max Ebert und andere betrieben gänzlich anders ausgerichtete Forschungen. Ein deutlicher Hinweis darauf sind die langanhaltenden, wenn auch nicht ausreichend deutlich geführten Auseinandersetzungen um Kossinnas „Glaubenssatz“.

II. Das „deutsche Theoriedefizit“ beleuchtet Sabine Wolfram („Vorsprung durch Technik“), d. h. die als Reaktion auf das braune Regime verstandene positivistische „Wende“ nach 1945 – einerseits Diskussionen um Typologie und Chronologie, andererseits breite Einbeziehung der Naturwissenschaften. Dafür seien praktische (Wiederaufbau, Föderalismus, „Wirtschaftswunder“), personelle (Kontinuität in Führungspositionen) und soziale Gründe („1968“ ohne Wirkung, anders als in der Geschichtswissenschaft) verantwortlich. Angesichts der praktischen beruflichen Anforderungen der Denkmalpflege, der historistischen Traditionen des Faches und der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen seien weiterführende Ansätze z. B. Eggers’ und Smollas ohne ausreichende Resonanz geblieben. Dabei sollte man jedoch beispielsweise Eggers’ „Einführung“ in ihrer Wirkung nicht unterschätzen. Änderungen könnten durch die Vermittlung von „Theorie“ im Studium und die Einbindung in die Sozialwissenschaften erreicht werden, doch stünden dem das „Engels-Syndrom“ im östlichen Deutschland (Theorieskepsis aufgrund der ideologischen „Färbung“ vor 1989), das gegenwärtige „kapitalistische Klima“ und akute Finanzierungsnöte entgegen – eine allzu pessimistische Sicht. Vom 1990 postulierten „Engels-Syndrom“ (wo bleibt da eigentlich Marx?) findet sich heute übrigens kaum eine Spur.

Aufschlußreiche Informationen zum Universitätsbetrieb bietet Ulrike Sommer, wozu eine Reihe statistischer Angaben über Studentenzahlen, Studienabschlüsse und Themen nach Jahren und Universitäten geliefert wird. Abgesehen von einer einseitigen, strukturellen Bevorzugung der Forschung gegenüber der Lehre sei das Fehlen sowohl einer modernen Didaktik als auch überblicksartiger Curricula zu bemängeln, des Weiteren die unzureichende Vergleichbarkeit der Universitäten und jeweiligen Studienabschlüsse – damit sind Probleme des deutschen Universitätssystems insgesamt und nicht speziell der Archäologie genannt. Dem Resümee, die deutsche Archäologie sei (archäologischen) Daten gegenüber kritischer als gegenüber (theoretischen) Modellen (S. 235), wird man weithin zustimmen können.

Das Verhältnis von Archäologie und Öffentlichkeit untersucht Martin Schmidt, nicht ohne den Mangel an einschlägigen Analysen zu beklagen. Verbreitet seien die Vorstellung einer abenteuerlich-exotischen Tätigkeit auf der Jagd nach „Rätseln“, national(istisch)e Prämissen und neuerdings eine Vermischung von Paläontologie (besonders seit der Dinosaurier-Welle) und Archäologie – eine Sicht, die auch das Fernsehen mit entsprechenden Serien fördere. Es fehle nicht nur an guten Schul- und populären Büchern. Vor allem Dauerausstellungen seien oft zu antiquarisch aufgebaut, Sonderausstellungen zu spektakulär „verkauft“ und die Museumspädagogik zu sehr allein auf Kinder ausgerichtet. Das griffige Fazit lautet: Die Öffentlichkeit ist an der Archäologie interessiert (hohe Besucher- und Zuschauerzahlen), die Archäologie aber kaum am Publikum – dies sollte sie aber aus ureigenem Interesse sein.

Eva-Maria Mertens beleuchtet die berufliche Stellung von Archäologinnen, die zwar die Hälfte der Studierenden stellen, aber je höher der Posten desto seltener anzutreffen sind – kein für die Archäologie spezifisches Problem. Ein Dreigestirn – Sigrun Kalisch, Sibylle Kästner und Helga Brandt – widmet sich „Frauen im Untergrund“, d. h. Frauen als Forschungsgegenstand und als Forscherinnen. Beide Themen haben im Vergleich mit den Nachbarländern erst verspätet Interesse gewonnen, was mit der „Theoriefeindlichkeit“ sowie einem intellektuellen (gegen das Patriarchat argumentierenden) und strukturellen Konservatismus (Besetzung der Universitätsstellen) erklärt werden könne.

III. Aus dem Nachlaß Werner Coblenz' (1917–1995) stammt ein Manuskript zur Archäologie in der DDR, das vom Hrsg. gestrafft und mit einigen erläuternden redaktionellen Zusätzen versehen wurde. Die nicht redigierte deutsche Originalfassung erschien inzwischen in der *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 39, 1998, 529–561. Coblenz informiert über Wissenschaftsorganisation (Staatliche Museen, Bodendenkmalpflege, Universitäten, Akademie, Lehrerbildung) und -entwicklung (Aufbau nach 1945, deutsche Teilung, internationale Beziehungen, Forschungsschwerpunkte, Publikationen), dabei nüchtern politische und wirtschaftliche Zwänge bilanzierend.

Jörn Jacobs, zur „Wendezeit“ Assistent an der Universität Rostock, steuert einen pessimistischen und persönlich gefärbten Blick zurück auf die DDR-Archäologie bei, die einen doppelten Untergang erlebt habe. Einerseits wurden Institutionen umstrukturiert oder aufgelöst und Mitarbeiter entlassen. Dies betrifft vor allem das ehemalige Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie in Berlin. Dagegen wurden die Universitäten tendenziell ausgebaut (Berlin, Halle, Greifswald, Leipzig, Jena). Andererseits würden marxistische Ansätze nun marginalisiert. Mir scheint Jacobs hier die „programmatische und theorie-orientierte [...] marxistische Archäologie“ (S.350) weit zu überschätzen, ebenso die Bewertung des „dialektischen historischen Materialismus“ als „the only concept of history open to the future“. Gemessen an den eigenen programmatischen Zielen ist die DDR-Archäologie ebenso wie die -Geschichtswissenschaft konzeptionell weithin gescheitert: Fragestellungen und Gegenstände blieben überaus traditionell. Moderne, weiterführende Untersuchungen sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Entwicklungen, in marxistischer Perspektive eigentlich von zentraler Bedeutung, wurden – von Ausnahmen abgesehen – vernachlässigt. Eine Weiterführung dessen dürfte wenig Erfolg versprechen, weil sie in alten, historistischen Bahnen verharrete. Unabhängig davon behalten zahlreiche gediegene Quellenpublikationen bleibenden Wert. Den Zeitgenossen wird auch nicht gerecht, wer allein SED-Mitglieder und Sonstige unterscheidet. Auf das individuelle Verhalten kam es an, nicht auf offizielle Zugehörigkeiten. Und ebenso sollte – auch für andere Zeiten – zwischen individuellen Handlungsabsichten und deren weiterreichenden politischen Wirkungen differenziert werden.

IV. Deutsche archäologische Forschung in Namibia thematisiert John Kinahan, dessen Aufsatz man sich auch in den Abschnitten 1 oder 2 hätte vorstellen können. Ein umfangreiches Manuskript („Über die Buschleute und ihre Felsbilder in Südwest-Afrika“) des Windhoek-er Zeichenlehrers Reinhard Maack von 1921 blieb angesichts der Zeitumstände bis heute unpubliziert. Denn Maack hielt aus romantisch-humanitärem Antrieb und im Gegensatz zu den meisten Zeitgenossen die zahlreichen Felsbilder für Produkte der „Buschmänner“, die es angesichts ihrer Ausrottung zu dokumentieren gelte. In gewisser Hinsicht scheint Maack ein Vorläufer moderner kognitivistischer Ansätze gewesen zu sein, doch Henri Breuils Diktum nach 1945 unterbrach diese Forschungen. Herbe Kritik an den Felsbild-Katalogen des Kölner Heinrich-Barth-Instituts übt Kinahan, denn deren („typisch deutsche“) objektivistisch-positivistische, akribisch anhand rigider Kriterien beschreibende Darstellung übersähe, daß die „Dekodierung“ des Bildinhalts bereits in der Beschreibungsmethode angelegt sei – ein ernstzunehmender methodischer Vorwurf. Diese archäologischen Forschungen sehen heute nicht mehr die Buschleute als „Schöpfer“ der Felsbilder an. Sie beziehen ihre „Rechtfertigung“ vielmehr aus einer noch zu schaffenden „nationalen Identität“ Namibias.

Tom Bloemers' Beitrag über „Deutsche Archäologie in Gefahr?“ faßt einige Eigenschaften der Archäologie in Deutschland zusammen: „objektiver“ Positivismus als Reaktion auf die Nazizeit; Orientierung an Fakten statt Modellen; ausgebaute Infrastruktur (mit Ausnahme

kleinerer Universitätsinstitute) und hoher Publikationsstandard; strukturelle Probleme zwischen den Bereichen Universitäten, Bodendenkmalpflege, Grabungsfirmen und Museen; überwiegend konservativ und hierarchisch ausgerichtete Institutionen; viele Auslandsbeziehungen. Fazit: „German archaeology is using its human resources [...] in an inefficient way, from both a scholarly and a social perspective“ (S. 380) – ein hartes, aber in dieser Einseitigkeit und Pauschalität auch ein zutreffendes Urteil? Im Unterschied zur niederländischen Archäologie mit ihrer Kombination von Großgrabungen und Denkmalpflege, theoretischen Ansätzen und (über)regionaler Perspektive fehle es dem deutschen Pendant sowohl an einer engen Wechselbeziehung zwischen Theorie und Faktensammlung als auch an der Zusammenarbeit unterschiedlicher Bereiche der Archäologie (die großen Forschungsprogramme der 1970er und 1980er Jahre seien fast ohne „nachhaltige“ Folgen in der Wissenschaft geblieben). Strukturelle Probleme stellen nun keinen „Sonderfall“ der Archäologie in Deutschland dar. Unterschiedlich verteilte Schwerpunkte, Fragestellungen und methodische Ausrichtung, vor allem aber mangelnde und zunehmend gekürzte finanzielle Ausstattung und politische bzw. gesetzliche Rückendeckung bereiten der Archäologie überall erhebliche Probleme. Unzureichende Ressourcennutzung läßt sich daher stets erkennen, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Auch dürfte dies ein in anderen Disziplinen ebenso verbreitetes Phänomen sein.

Aus „transatlantischer Perspektive“ relativiert Bettina Arnold die „Sonderstellung“ der deutschen Archäologie, indem sie die Gemeinsamkeiten mit der US-amerikanischen unterstreicht. In beiden Ländern spielt(e) der Rekurs auf eine imaginäre eigene Vergangenheit eine wichtige Rolle – in Deutschland im Kaiserreich und im Dritten Reich, in den USA mit der Inanspruchnahme aller Bodenfunde durch die modernen Indianer-„Stämme“ (wenngleich Rez. diese Parallelisierung politisch problematisch erscheint). Beiderseits des Atlantiks erlebe das Fach den „search for a usable past“ (S. 406) und eine enorme Ausweitung der Rettungsgrabungen. In puncto Öffentlichkeit würden sich Rechtfertigungsängste, ein verbreitetes exotisches Image, die unzureichende Berücksichtigung im Schulunterricht, antiquarisch präsentierte Ausstellungen und eine Vernachlässigung der universitären Lehre zugunsten der Forschung gleichen.

Der Band verfolgt insgesamt ein doppeltes Ziel – die gegenwärtigen Strukturen der Archäologie in Deutschland zu beschreiben und deren Herausbildung zu erklären. Eine dringend erwünschte Geschichte der Forschung liefert er damit nicht, sondern überwiegend eine Aufreihung von Defiziten und „Schattenseiten“. Die Zustandsbeschreibung dürfte weithin geläufig sein, auch wenn man manches anders sehen mag. Dies liegt an einer in den 1990er Jahren verstärkt einsetzenden Selbstreflexion, zu der auch die vorliegenden Beiträge zählen. Deren verspätete Veröffentlichung scheint daher einiges, auch von den Autoren selbst andernorts publizierte lediglich zu wiederholen und neueren Entwicklungen hinterherzuhinken. Die Tagungen zur mitteleuropäischen Prähistorie zwischen 1933 und 1945 (Berlin 1998) und zur Kontinuität von Fragestellungen, Konzepten und Methoden über die Brüche von 1933 und 1945 hinweg (Freiburg 1999 – H. STEUER [Hrsg.], *Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995*. RGA Ergbd. 29 [2001]) konnten ebenso wenig wie das mit EU-Mitteln geförderte Projekt zur Erfassung forschungsgeschichtlich relevanter Archivbestände (Archives of European Archaeology – AREA) berücksichtigt werden. Hinzuweisen ist außerdem auf G. KOSSACKS Münchner Akademieabhandlung (Prähistorische Archäologie in Deutschland im Wandel der geistigen und politischen Situation. Sitzber. Bayer. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 1999,4 [München 1999]).

Der kritische Blick auf das eigene Fach muß zugestehen, daß die Prähistorie in Deutschland später als andere, benachbarte Disziplinen (Historiographie, Sprachwissenschaften, Rechtsgeschichte, Musikgeschichte) die eigene Vergangenheit zu analysieren beginnt. Daß in Deutsch-

land, trotz so liberaler Köpfe wie Virchow, das „ethnische Paradigma“ Bedeutung gewann, läßt sich primär mit den politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik erklären. Deshalb konzentrierte sich das Interesse auf die jüngeren Perioden, für die man eine Identifizierung mit historisch bekannten „Völkern“ erwartete. Als überaus hinderlich für eine Methodendiskussion sollte es sich erweisen, daß die meisten fachlichen Kossinna-Gegner angesichts von dessen persönlich verletzender Diktion diesen eher ignorierten als vernehmbar kritisierten. Die Prähistorie kam nach 1918 allerdings dem politisch konservativen bis „völkischen“ Milieu zupaß, indem sie die „nationale Vorgeschichte“ angesichts breiter sozialer und politischer Verunsicherungen auf ein weit zurückliegendes, scheinbar festgefügtes Fundament gründete. Aus dieser Perspektive erklärt sich auch die Beteiligung namhafter Prähistoriker an einer Zeitschrift wie „Volk und Rasse“ seit 1926 oder der umfassende institutionelle Ausbau nach 1933.

Der allgemein konstatierte „positivistische Rückzug“ angesichts ideologischer Überfrachtung vor 1945 bedeutete keineswegs das grundsätzliche Fehlen von Theorien und Modellen. Nur wurden diese meist nicht explizit formuliert, sondern (mitunter unreflektiert) verwendet, denn jede Forschung folgt leitenden Fragestellungen. Die eingeschränkte Bereitschaft zur Methoden-Diskussion führte mitunter zu Ansätzen von „Stagnation“ und „Isolation“ (S. 17). Dies läßt sich durch engeren internationalen Austausch und eine intensivere Einbettung in die sozialwissenschaftlichen Disziplinen überwinden, dabei durchaus auf eigene Stärken setzend. Voraussetzung sind eine eingehende Untersuchung der Forschungsgeschichte und eine offene Analyse der Gegenwart. Längerfristig gefährdet das Ignorieren methodischer, inhaltlicher, struktureller und finanzieller Defizite die Reputation des Faches mehr als eine offene, selbstkritische Analyse.

Der vorliegende Band liefert dafür einige Bausteine, aber bei weitem kein Gesamtbild. Dazu will er zuviel auf einmal und kann diesen Anspruch dann nicht einlösen. 150 Jahre Forschungsgeschichte bewegten sich nicht allein zwischen Ideologie und Gesellschaft, wie der Titel suggeriert. Zur Einordnung und Bewertung bedarf es des Vergleichs mit Alternativen – neben Kossinna gab es z. B. Virchow (F. Fetten), Schuchhardt und Ebert, neben einer antiquarischen Selbstbeschränkung Eggers oder Smolla (S. Wolfram), neben programmatisch-marxistischen Ansätzen „bürgerliche“ Interpretationen (W. Coblenz), neben strukturellen Problemen viele gelungene Projekte und Kooperationen. Gerade diese Gegenüberstellungen – in die auch die Situation in den Nachbarländern einzubeziehen ist – lassen Erreichtes und Versäumtes hervortreten. Erst dann kann man klarer erkennen, welche Entwicklungen für Europa kennzeichnend waren, wo und wann die Archäologie in Deutschland einen etwas anderen Weg einschlug bzw. eigene Schwerpunkte setzte, weshalb bestimmte Theorien und Methoden zu bestimmten Zeiten eine Konjunktur erlebten und was davon latent weiterwirkt(e). Die Geschichte der archäologischen Forschung ist so wenig wie jede andere historische Entwicklung ein linearer Prozeß, sondern ein kompliziertes Geflecht konkurrierender Ansätze, Personen und Institutionen – eingebunden in politische, soziale und kulturelle Rahmenbedingungen und Abhängigkeiten. Eine solch differenzierte Sicht bietet der (angesichts seiner Druckqualität überbeuerte und mit einem unmotivierten Umschlagbild versehene) Band insgesamt leider nicht, sondern fordert vielmehr zu einer solchen heraus.

D-79085 Freiburg i. Br.  
Belfortstraße 22

Sebastian Brather  
Albert-Ludwigs-Universität  
Institut für Ur- und Frühgeschichte  
und Archäologie des Mittelalters